

Quelle

Datum

# Golf im Visier

Droht ein Krieg  
im Ölzentrum der Welt?

Ein verrückter „Imám“ und seine Jünger bedrohen eine Weltmacht. Nicht nur die Ehre der USA, auch die Ölversorgung der westlichen Welt steht auf dem Spiel. Amerikanische Kriegsschiffe steuern den persischen Golf an. Hilft hier nur noch Gewalt? Sir John Hackett beklagt strategische Unterlassungssünden (S. 19), Erhard Eppler warnt vor militärischen Bravourstücken (S. 20) in Nahost

Von Josef Joffe und Michael Naumann

**A43**  
Dreck, Schmutz und Demütigung — die vierte Woche ihrer Gefangenschaft war angebrochen. Da erhielten 49 von ursprünglich 62 amerikanischen Geiseln in der US-Botschaft zu Teheran überraschenden Besuch: Der Kongreß-Hinterbänkler George Hansen aus dem Bundesstaat Idaho war auf eigene Faust und Rechnung in das hysterische Zentrum der heiligen Revolution des Ajatollah Chomeini geeilt, um seine — immer noch gefesselten — Landsleute wenn nicht zu befreien, so doch zu trösten. Immerhin, Hansen fand die Opfer des religiös-politischen Wahns (bis auf einen Fall von Windpocken) zumindest physisch gesund vor. Seit der Entlassung von 13 Geiseln am 20. November war dies die erste erfreuliche Nachricht aus einem Land, das unter Anrufung Allahs („Allah akhbar“, Gott ist groß) übergeschnappt ist.

Die nationale Erregung der Amerikaner, ihr verletzter Stolz ob der persischen Beleidigungen wurde in aller (westlichen) Welt wenn nicht nachvollzogen, so doch von vielen verstanden.

Denn für die USA stehen nicht nur außenpolitisches Ansehen und Gewicht, sondern auch „das Allerheiligste, die Ehre“ (Hegel) seit der Besetzung ihrer Botschaft am 4. November auf dem Spiel — wie das Leben der Geiseln.

Derlei nationale Ehre wäre freilich militärisch schnell wiederhergestellt, spielte das Geiseldrama nicht ausgerechnet am empfindlichsten Ort der weltpolitischen Bühne. Zu komplex sind die strategischen und religiösen Empfindlichkeiten des Mittleren Ostens, als daß dort ein brachialer Schwertstreich verlorene Ordnung wiederherstellen könnte. Im Gegenteil — jede ernsthafte militärische Krise am Golf von Persien droht dem labilen Wirtschaftssystem der Industrienationen den lebenswichtigen Ölhaahn abzudrehen. Chomeinis fanatische Fußtruppe offenbart nun jedermann:

- Die Supermacht USA hat es versäumt, rechtzeitig das Machtvakuum zu füllen, das die abdankende Ordnungsmacht Großbritannien Anfang der 70er Jahre im Mittleren Osten hinterließ.
- Die erstaunliche Rechnung der Amerikaner, einen kaiserlichen Tyrannen und imperialen Träumer wie Schah Reza Pahlawi zum Golf-„Polizisten“ zu befördern, ging nicht auf.

- Die USA sind auf einen raschen militärischen Eingriff am Persischen Golf nicht vorbereitet.

Drei Tage nach dem nur scheinbar spontanen Sturm eines 400köpfigen Mobs von Halbwüchsigen auf die US-Botschaft an der Taleghani- (früher Roosevelt-)Avenue hatte Chomeini am 7. November in seiner Residenz einen billigenden Rundfunktext verlesen, in dem der exaltierte Geistliche der amerikanischen Erniedrigung Hohn und Spott hinterherschandte: „Es ist falsch zu fragen, was geschieht, wenn die Amerikaner im Iran militärisch intervenieren. Können die USA überhaupt in diesem Land intervenieren? Sie können es nicht!“

In der Tat hatte tags zuvor — Chomeinis Ministerpräsident Bazargan war gerade mühsam dem Kabinett zurückgetreten —, der Sprecher des Weißen Hauses, Jody Powell, geknickten Mutes konstatiert: „Man muß kein Militärexperte sein, um zu begreifen, daß es hier kein Entebbe gibt.“ (Im Juli 1976 hatten israelische Einsatzgruppen in einem abenteuerlichen Zugriff

PLO-Geiseln auf dem Flughafen Entebbe in Uganda befreit.)

Selbst für den unwahrscheinlichsten Fall einer amerikanischen Ledernacken-Invasion alten Stils in Teheran bereitete Chomeini das Volk der Gläubigen vor: „Sollten die Amerikaner dennoch militärische Schritte einleiten, dann werde ich reagieren. Seid nicht ängstlich und fürchtet niemanden. Die USA sind viel zu behindert, als daß sie intervenieren könnten. Hätten sie tatsächlich eingreifen wollen, dann hätten sie den Schah im Amt gehalten.“

Falls einer einzigen amerikanischen Geisel in Teheran ein Leid geschehe, warnte Carter trotzdem am vorigen Wochenende in Camp David, müsse sich „Iran auf außerordentlich ernste Folgen gefaßt machen“.

Nach Wochen uninformatierten Zögerns, Taktierens, Hoffens und öffentlich-frommen Betens drohte nun der Chef der größten Kriegsmaschinerie in der Geschichte der Menschheit (US-Rüstungsetat 1979/80: 122,7 Milliarden Dollar) einem alten Mann, der vorgibt, nur noch Allahs Botschaften zu verstehen und zu verkünden. Gleichzeitig war freilich Carter in pausenlosen Klausuren mit seinen Beratern deutlich geworden, daß für einen romantischen Handstreich auf die Botschaft, der die Geiseln lebend befreite, keine realen militärischen Optionen bestanden.

- Die erstaunliche Rechnung der Amerikaner, einen kaiserlichen Tyrannen und imperialen Träumer wie Schah Reza Pahlawi zum Golf-„Polizisten“ zu befördern, ging nicht auf.

daß für einen romantischen Handstreich auf die Botschaft, der die Geiseln lebend befreite, keine realen militärischen Optionen bestanden.

## Quelle

Je bockiger der Ajatollah und seine schnell ernannten „Minister“ und „Generale“ reagierten, um so ernsthafter wurde in den westlichen Hauptstädten die Möglichkeit eingeräumt, Chomeini sei verrückt. In einer — inzwischen prophetisch klingenden — Studie hatte der israelische Politikwissenschaftler Yeheskel Dror immerhin schon vor acht Jahren die Möglichkeit eingeräumt, daß es in der Geschichte nicht nur verrückte Politiker gäbe, sondern auch wahnsinnige Staaten. Mehr noch, die fatale Realität von Teheran heute schien dem Gelehrten schon damals geläufig:

„Als Supermacht sind die USA durch ihre Bürger... ihre diplomatischen Vertreter in allen wichtigen Regionen der Erde gegenwärtig. Darum bringen sogar durchaus lokale ‚Verrückte Staaten‘ Menschen und Eigentum der USA in... Gefahr. Sogar dann, wenn die ‚Verrückten Staaten‘ mit den USA gar nichts zu schaffen haben, macht gerade die Macht der USA, deren in der betreffenden Gegend vorhandener Besitz und Personalbestand, diese zu einem für die Zwecke der Verrückten Staaten geeigneten Ansatzpunkt — ein Beispiel für Erpressungen. Ein vorzügliches Beispiel für diese Möglichkeit ist die Verwendung von US-Bürgern als Geiseln...“

Der weltläufige Dror führte unter seinen entsprechenden „Wahnbekämpfungsstrategien“ die Teilstrategie „Besetzung ‚Verrückter Staaten‘“ an. Immerhin: Am 2. Dezember wird der atomgetriebene US-Flugzeugträger *Kitty Hawk* iranisches Gewässers erreichen; an jenem Tag sollen auch die ehemaligen Untertanen des Schahs über ihre zukünftige Verfassung abstimmen. Und am 4. Dezember wird Carter seine erneute Kandidatur um die amerikanische Präsidentschaft bekanntgeben. Tage der Rache!

Der erste prominente Amerikaner, der offen von einer militärischen „Lösung“ sprach, war der ehemalige CIA-Chef George Bush, selbst-erklärter Präsidentschaftskandidat, der die Frustrationen der schwelgenden Mehrheit zu nutzen wußte: „Ich würde einen paramilitärischen Plan entwickeln“, sagte er, „den ich nicht ausplandern würde und der garantierte, daß die Geiseln sicher nach Hause kämen.“ Als am 21. November zwei amerikanische Soldaten auf dem Gelände der US-Botschaft in Pakistan unter dem Anstrich religiöser Fanatiker umkamen, schien Amerika bereit, auf weitere Provokationen nicht mehr mit feinziselierter Diplomatie, sondern im Bush-Stil mit Kanonen zu reagieren.

Zumindest im Pentagon entfalten die Planungsoffiziere strategischen Fleiß — und nicht erst, seitdem Carter gedroht hatte, auf Chomeinis „Heiligen Krieg“ gegen den „Satan Amerika“ mit profanen Mitteln zu antworten. Schon nach dem ersten Überfall der enthusiastisch-anti-amerikanischen Schlitzen auf die Teheraner Botschaft der USA am 14. Februar 1979 (die „linken“ Besetzer wurden von „rechten“ Milizen nach zwei Stunden vertrieben), wurden im Pentagon Flucht- und Hilfspläne angelegt. Darüber hinaus existierte im amerikanischen Verteidigungsministerium ein 1,50 Meter hoher Bücherschrank mit Iran-Materialien für den „Notfall“, erzählt ein informierter Kenner in Washington: Derlei Informationen würden sortiert und einem Computer „eingefüttert“ — doch die letzte Entscheidung trifft, wie anders, der amerikanische Präsident. Er hält die Tage seit dem Sturm auf die

Botschaft für die „schwersten meiner Präsidentschaft“.

## Carter: „Ich will was tun!“

Neben innenpolitischen Schwelkenkämpfen — Vietnam ist in Amerika nicht vergessen — hätte eine „Aktion Entebbe“ in Teheran eine Fülle militärischer Hindernisse zu überwinden: Das größte Problem scheint hier die iranische Armee. Im Gegensatz zur Behauptung ihres Generalstabschef Hallah, sie sei „bereit“, ist sie zur Hälfte schon jetzt auf der Flucht: Mehr als 50 Prozent der Soldaten sind seit Februar desertiert, von 285 000 Männern des Heeres blieben weniger als 140 000 übrig — ungehorsam, unterbezahlt und unmotiviert.

190 Flugzeuge vom Typ F-4 Phantom und 166 F-5-Freedom Fighters stehen unbenutzt im Iran herum; sie verrotten wie das meiste hochwertigste (auch deutsche) Kriegsmaterial, das einst dem Wunsch des Schahs nach persischem Waffenglanz entsprach. Da außerdem die Computer der persischen Logistik zusammengebrochen sind — niemand versteht sie zu reparieren, Ersatzteile fehlen — scheint die persische Armee in Wirklichkeit auf einen archaischen Zustand zurückgefallen zu sein. Die Anwesenheit amerikanischer Flottenverbände im Persischen Golf verleiht darum Carters Wut („Ich will was tun!“) mehr Gewicht, als Chomeinis Militärberater zuzugeben bereit sind.

Dennoch ist auch nach vier Wochen hektischer amerikanischer Planung — zu der auch der General Frederick J. Kroesen, Oberbefehlshaber der US-Truppen in Europa, nach Washington eilte — kein aussichtsreicher Weg gefunden, der in die Zimmer der gefangenen Amerikaner in Teheran führen könnte.

Die USA-Pallschirmjäger der *Special Forces* sind aus Bad Tölz zwar in wenigen Stunden an den Einsatzort zu transportieren; aber wie man sie wieder aus Teheran herausholen sollte — das ist die Frage. Der ehemalige Kommandant des Marine-Corps, Robert Cushman Jr.: „Man könnte so zwar eine Menge Iraner töten, aber keine Amerikaner retten.“

B074C01

Und die große Unbekannte — die Sowjetunion —, hat bisher in ihren Propagandasendungen nach Persien keine Gelegenheit versäumt, in die amerikanischen Wunden Salz zu streuen. Der Sowjetsender „Stimme des Irans“ ist erst in der vorigen Woche wieder stiller geworden — auch den konservativen Herren des Kremls ist der entfesselte Chomelni inzwischen nicht mehr ganz geheuer. Daß die Sowjetunion aber stillhalten würde, falls die Amerikaner sich in Teheran — zum Beispiel vom Nato-Land Türkei aus — militärisch engagieren, bezweifeln Politiker in Washington.

So versammeln sich denn die Folgen der amerikanischen strategischen Überlegungen im Wasser vor der persischen Küste, 600 Kilometer von Teheran entfernt: Insgesamt 20 Kriegsschiffe, mit 160 Kampfflugzeugen, eine schwimmende Drohgebärde der USA, mehr nicht. Der moderne Inbegriff der amerikanischen, weltweiten Interventions-Politik hingegen, die amerikanische „Feuerwehr“-Truppe der 82nd Airborne Division, liegt 6500 Meilen von Teheran entfernt im sicheren Abstand — in Fort Bragg im US-Staat North Carolina.

Um Carters Warnungen mehr Nachdruck zu verleihen, müßte diese Division, frei nach Lewis Carroll, doppelt so schnell laufen wie sie kann. Sie braucht knapp drei Wochen, um in voller Kampfstärke zu landen. In den Überlegungen, im Krisenherd „Persischer Golf“ amerikanische Präsenz zu demonstrieren, hat die Elitetruppe von Anfang an eine dramatische Rolle gespielt.

Ihr Motto ist „All the Way“, ihr Spitzname „The All Americans“; die 15.000 Männer der 82nd Airborne, der 82. Luftlandedivision, sind die Schocktruppe der Vereinigten Staaten. Ihren ersten militärischen Ruhm erntete die 82. Division 1918 an der Meuse-Front; der letzte große Sieg liegt nunmehr 34 Jahre zurück — als die 82ste die 21. Armee des Dritten Reiches an der Elbe zur Kapitulation zwang.

### Langsame „Lodernacken“

Seitdem mußte die 82. Luftlandedivision hauptsächlich militärische Drückarbeit verrichten. Im Jahr 1965 wurde sie gegen die Revolution in der Dominikanischen Republik eingesetzt, im Sommer 1967 sogar gegen die eigenen Revolverer im brennenden Schwarzen-Ghetto von Detroit. Nur Wochen später — im Herbst 1967 — griffen die Fallschirmjäger wieder zum Marschgepäck. Ihr Einsatzort: Die Hauptstadt Washington, wo über 100.000 Demonstranten gegen den Vietnamkrieg protestierten. Danach kämpften die All Americans abwechselnd an beiden Fronten des Vietnamkrieges; gegen die Vietkong im fernen Asien, gegen Anti-Vietnam-Protestler im heimischen Washington.

Es hat lange gedauert, bevor sich Amerikas Elite-Division vom ruhmlosen Vietnamkrieg erholen konnte. Als die „Zweihundachtzigste“ im Herbst 1970 an die Jordanische Bürgerkriegsfront beordert werden sollte, winkten die Befehlshaber in Fort Bragg (North Carolina) ab: Von den drei Brigaden waren höchstens zwei sprungbereit. Heute gilt zumindest der Ausbildungsstand der 82sten als „ausgezeichnet“, ob-

wohl sie noch immer unter einem „kritischen Mangel“ an Unteroffizieren leidet — so ihr Kommandant. Eine der drei Brigaden befindet sich im permanenten Alarmzustand; die ersten Vorausabteilungen könnten binnen 18 Stunden in ihren Transportflugzeugen auf der nahe gelegenen Pope Air Force Base sitzen. Wenn alles nach Manöverplan geht, könnten 200 Fallschirmjäger nach 36 Stunden in der Türkei landen, 1200 nach 48 Stunden, die ganze Division nach 264 Stunden — oder elf Tagen. So mancher Krieg der Moderne wäre dann schon längst beendet.

Nach elf Tagen stünden 15.000 Mann irgendwo im Nahen Osten oder am Persischen Golf, freilich mit wenig mehr in der Hand als sie selbst tragen können: hauptsächlich automatische Waffen und leichte Panzerfauste. Ihre taktische Beweglichkeit am Boden wäre ebenso begrenzt wie ihre Feuerkraft: durch zwei Dutzend

## Militärische Macht im Golf

### SAUDI-ARABIEN

Streitkräfte: 44.500

350 Panzer (AMX-30 und M-60); 3 Schnellboote, 120 Küstenschutzboote; 178 Kampfflugzeuge (F-5, Lightning); 50 Kampfhubschrauber

### IRAK

Streitkräfte: 220.000

1800 Panzer (T-34, T-55, T-62); 22 Schnellboote (12 mit Raketen), 16 Küstenschutzboote; 339 Kampfflugzeuge (Mig-23, Mig-21, Hunter), 230 Kampfhubschrauber

### IRAN

Streitkräfte: 415.000 (Sollstärke)

1800 schwere Panzer; 3 Zerstörer, 4 Freigallen, 4 Korvetten, 6 Raketen Schnellboote, 14 Luftkissenboote; 447 Kampfflugzeuge (F-4, F-5, F-14), 84 Kampfhubschrauber

### KUWAIT

Streitkräfte: 11.000

210 schwere Panzer; 28 Küstenschutzboote; 50 Kampfflugzeuge (A-4, Mirage); 40 Kampfhubschrauber

### OMAN

Streitkräfte: 20.000

36 Schützenpanzer; 3 Korvetten, 10 Küstenschutzboote; 35 Kampfflugzeuge (Hunter, Jaguar); 23 Kampfhubschrauber

### VEREINIGTE EMIRATE

Streitkräfte: 25.000

100 leichte Panzer; 9 Küstenschutzboote; 52 Kampfflugzeuge (Mirage, Hunter); 34 Kampfhubschrauber.

Quelle

Datum

Kampfhubschrauber, 50 Schützenpanzer und kleinkalibrige Feldhaubitzen. Ähnliches gilt für die zweite „Speerspitze“ der amerikanischen Supermacht: die 101st Airborne Division. Die 18 000 Mann der „Luftbeweglichen“ sind zwar besser ausgerüstet als die „All Americans“ (rund 300 Kampf- und Transporthelikopter mit Lenkwaffen, 105 mm-Haubitzen), sie sind aber auch schwerfälliger: Um überhaupt landen zu können, brauchen sie einen Flughafen.

Die dritte Stoßtruppe der Amerikaner kann weder springen noch fliegen; sie schwimmt — und zwar sehr langsam. Es handelt sich um zwei Divisionen der Marines — der Marineinfanterie — mit je 20 000 „Ledernacken“, die in Kalifornien und im westlichen Pazifik stationiert sind. Von allen Einsatzgruppen sind die Marines am besten für den Angriffskampf an den entferntesten Ecken der Weltkugel ausgerüstet. Die bajonett-schwingenden Sturmtruppel aus Hollywoods Weltkrieg-II-Filmen sind mittlerweile in regelrechten Armeen zusammengefaßt, komplett mit eigenen Panzern, schweren Geschützen, Luftabwehrraketen und einer eigenen Luftwaffe. Nur: Wie welland im Krieg gegen die Berber-Piraten (1801) müssen sie auch heute noch per Schiff an die feindlichen Küsten vorstoßen.

Eine Vorausabteilung der Marines aus Hawaii würde zwei Wochen bis zum Persischen Golf brauchen, behauptet eine neue Studie der U. S. Library of Congress. „Die Landung einer ganzen Division“, so die beiden Autoren John Collins und Mary Clyde, „würde sich bis zu zwei Monate verzögern. Solange dauert das Zusammenziehen aller benötigten Transportschiffe.“ Der längste Krieg im Nahen Osten — der Jom-Kippur-Krieg im Oktober 1973 — hat nicht einmal drei Wochen gedauert.

### Die Hilfssheriffs versagten

Ironie der Geschichte: Die Weltmacht Amerika hat sich drei Jahrzehnte auf einen Krieg vorbereitet, der nie stattfand — auf den atomaren Schlagabtausch mit den Sowjets, auf den langausgezogenen Bodenkampf in Europa. Die Vereinigten Staaten haben Tausende von Kernsprengköpfen angehäuft und Hunderttausende von Soldaten in Europa stationiert. Überall in Europa haben sie Waffen- und Munitionsdepots angelegt, wo das eingemottete Gerät für den Ernstfall bereitsteht. Die amerikanischen Generalstäbler kennen das europäische Terrain, und sie proben regelmäßig die rapide Truppenverstärkung per Luftbrücke über den Atlantik. Nur — so ein Experte im Pentagon: „In anderen Gebieten, nämlich dort, wo strategische Waffen niemanden abschrecken, hat es unser Land stets versäumt, die richtigen Streitkräfte zum Schutz unserer lebenswichtigen Interessen aufzubauen.“

Selbst die zehnjährige „Pollzelaktion“ in Vietnam war ein klassischer Krieg — in der falschen Region. Das „Gleichgewicht des Schreckens“ hat wohl Amerika abgeschreckt, nicht aber die Vietkong und die Nordvietnamesen. Während Amerika im Indochinakrieg versank, entstand ein Machtvakuum in der gefährlichsten und zugleich wichtigsten Wetterecke der Weltpolitik: im Persischen Golf und an der Landbrücke zwi-

schen Europa, Asien und Afrika. Zu Beginn der siebziger Jahre zog sich die traditionelle Ordnungsmacht England aus der Region „östlich von Suez“ zurück, übrig blieb ein Wunschtraum, der „Nixon-Doktrin“ hieß: Amerika wollte (und konnte) nicht mehr überall den Weltpolizisten spielen; aufsteigende Regionalmächte sollten einen Teil der Bürde übernehmen.

Im Golf wurde der Schah auserkoren, für Ordnung und den „ordnungsgemäßen Ölfluß“ zu sorgen. Er verdankte seinen Thron dem Eingreifen der CIA beim Sturz Mossadeghs 1953.

Mit Hilfe seiner Petrodollarmilliarden und des feinsten und teuersten Kriegsspielzeug *made in USA* gedachte der Schah sein Land binnen einer Generation an „die Pforten der großen Zivilisation“ zu katapultieren. Ein halbes Jahrzehnt nach Ausbruch des großen Ölbooms im Jahre 1974 hatte es Reza Pahlawi nur geschafft, sich selbst vom Thron zu katapultieren. Heute beklagt Henry Kissinger, wortgewaltiger Erfinder der „Nixon-Doktrin“, händeringend den Zusammenbruch des Schah-Regimes als eine der „größten Katastrophen“ der amerikanischen Außenpolitik. In der Tat, doch der Keim dieser „Katastrophe“ wurde lange vor Jimmy Carters Amtsantritt gesät.

### „Flottenbesuche und so weiter“

Heute tönt der Außenminister im Wartestand Henry Kissinger: „Militärische Aktionen sollten das letzte Mittel sein... Sie prinzipiell auszuschließen heißt aber, den Gegner zu einem Angriff herauszufordern.“

Nur: In der Ära Kissinger-Nixon war man in Washington allenfalls bereit, dunkel mit Gewaltanwendung im Golf zu drohen (Kissinger nach dem Öl-Embargo: „im Falle einer tatsächlichen Strangulierung der industrialisierten Welt“). Es gab wohl demonstrative Angriffsübungen in der amerikanischen Mojave-Wüste, komplett mit Tropenuniformen und Standphotographen, doch die ersten Schritte zur Sammlung einer weltweiten Eingreiftruppe mußten warten, bis Jimmy Carter die Regierungsführung übernahm.

Auch unter Jimmy Carter blieb es zunächst bei starken Worten. Im September 1977 sickerten erstmals Pentagonpläne über eine mobile Elitetruppe für den Golf-Einsatz durch. Kurz danach mußte Finanzminister Michael Blumenthal eine Nahostreise dazu benutzen, um die aufgeschreckten Petro-Potentaten wieder zu beruhigen: Nein, ein Krieg ums Öl — ihr Öl —, sei nicht geplant. Die Wende trat erst nach der drastischen Drosselung des iranischen Ölexports und dem Fall des Schahs zu Beginn dieses Jahres ein — als Verteidigungsminister Harold Brown wenig eloquent „Flottenbesuche und so weiter“ als ersten Schritt in die „richtige Richtung“ ankündigte.

Im Juni 1979 war es so weit: Der scheidende Heeres-Stabschef Bernard W. Rogers (heute Nato-Oberbefehlshaber) ließ wissen, daß die amerikanische Armee an Plänen für eine „Unilaterale Streitmacht“ von 110 000 Mann feile. Wann wäre sie einsatzbereit? General Rogers auf einer Pressekonferenz am 21. Juni: „Diese Antwort kann ich Ihnen nicht geben.“ Wäre eine Aktion in den Ölfeldern denkbar? Verteidigungsminister

B074C03

Quelle

Datum

Harold Brown: „Eine solche Methode könnte man wohl nur als Aggression kennzeichnen. . . Ich glaube, so etwas tun wir Amerikaner nicht.“

Und wenn sie mißfielen? Immerhin — die Epoche der grenzenlosen Ölströme Arabiens und Persiens ist verflohen. Die Stabilität ist zerrüttet. Die religiösen, messianischen Impulse, die von Chomeinis Ghom ausstrahlen, scheinen Saudi-Arabien, die letzte Ölbastion des Westens (60 Prozent der OPEC-Reserve) erreicht zu haben. Der Zwist über die wahre Orthodoxie erschüttert inzwischen auch das saudi-arabische Königshaus. Fundamentalisten wie König Chalid liegen im Streit mit den aufgeklärten Konservativen, die nach wie vor an die westlichen Bindungen und den technischen Fortschritt glauben. Selbst hier, also scheint das Gewebe politischer Herrschaft bis zum Zerreißen gespannt. Ein „kleiner“ Anlaß wie der Auftritt eines selbsternannten „Mahdis“ im Heiligtum Mekka droht die prekäre Situation auf dem größten „Öltanker“ der arabischen Welt über Nacht zu verändern. Kann die USA in dieser Gegend überhaupt als Ordnungsmacht auftreten? Wollen sie es überhaupt?

Und wenn die Amerikaner *wollten*, wären sie überhaupt dazu imstande? Gründe gäbe es genug. Robert Tucker, Professor an der John-Hopkins-Universität und Autor eines vielzitierten militärischen, „nahöstlichen“ Interventions-Szenarios (*Commentary*, Januar 1975) in einem Gespräch mit der ZEIT: „Uns bleibt doch nur ein Appeasement gegenüber der Opec übrig. Aber eine solche Politik ist sinnlos, denn wir haben weder Zeit gewonnen noch die Mäßigung der Ölproduzenten erreicht. Die Drosselung der iranischen Exporte seit Ende des vergangenen Jahres war eine goldene Gelegenheit für Opec: Sie hat seitdem gelernt, daß selbst minimale Ausstoßverringerungen die Preise in ungeahnte Höhen treiben; da helfen auch rigorose Sparmaßnahmen kaum weiter.“

### „Apocalypse Now“?

Was in diesem Jahr im Iran passiert ist, kann im nächsten Jahr in Saudi-Arabien eintreten. Dann ist das letzte Halteseil gerissen. Und außerdem: Es ist nicht nur eine Sache der Preise. Die größte Bedrohung für Amerikas Sicherheit und Interessen sind nicht die wachsenden Raketenarsenale der Sowjets, sondern die ungezügelte Macht des Ölkartells.

Tuckers Fazit: „Eine Großmacht läßt sich nicht ewig ungestraft reizen.“ Nur: Kann sich die Großmacht Amerika — von vielen gehaßt, aber scheinbar von niemand gefürchtet — wirklich wehren? Hat sich die Übermacht der Starken selbst entwertet. — weil die Kleinen nur allzu gut wissen, daß sich die Großen gegenseitig in Schach halten? Tucker ist nicht der einzige,

der in Washington von Thukydides' Maximen träumt: „Die Menschen verachten naturgemäß alle, die sie umwerben und bewundern stets jene, die ihnen widerstehen.“ Edward Luttwak, ein Privatberater des Pentagon und Mitglied des *Georgetown Center for Strategic Studies*: „Für das Opec-Problem gibt es keine schmerzlose Lösung.“ Auch er plädiert für den präzise dosierten Einsatz von Gewalt, zumal „das Öl von Regierungen kontrolliert wird, die von einem kurzen Windstoß weggefegt werden könnten.“

*Apocalypse Now?* Luttwak ist wie Tucker überzeugt, daß die Vereinigten Staaten schaffen könnten, was ihnen niemand zutraut — am wenigsten sie sich selbst. Das Ziel nach dem Fall des Iran: Saudi-Arabien, wo Ölreserven für die nächsten 60 Jahre (bei den heutigen Fördermengen von 9,5 Millionen Faß pro Tag) dicht konzentriert unter unbesiedeltem Wüstensand lagern. Und wie kann dieser arabische Schatz erobert werden — intakt, nicht als riesiges Flammenmeer?

„Nur mit einer eleganten Überraschungsjaktion, wie sie die Franzosen in Zaire inszeniert haben.“ Luttwaks Taktik: Getrennt anmarschieren, kurz hintereinander zuschlagen. „Die erste Angriffswelle würde aus einem Bataillon der 82. Luftlandedivision bestehen, die den Flugplatz von Dharan erobert und damit einen Brückenkopf für den Rest der Division freischlägt. Während das amerikanische Zivilpersonal in den leeren Transportern evakuiert wird, stoßen die leichtbewaffneten Fallschirmjäger nach Süden in Richtung des riesigen, 110 Kilometer weit entfernten Ghawar-Ölfeldes und nach Osten zum zweitgrößten Ölverladehafen der Welt, Ras Tanura, vor. Inzwischen nähert sich die zweite Angriffswelle, eine schwerbewaffnete Marine-Division per Truppentransport aus Hawaii — mit Panzern, Artillerie und Kampfflugzeugen. Binnen zwei Wochen wären zwei Elitedivisionen in Saudi-Arabien versammelt, genug um die 44 000 Truppen der saudischen Armee in Schach zu halten, deren Gros erst aus ihren weitverstreuten Garnisonen zusammengezogen werden müßten.“

Sabotage an den Ölquellen gelänge freilich schneller als der Anmarsch der königlichen Verteidigungstruppen; würden die *Marines* nach ihrer Landung also bloß einen lodernden Vulkan besetzen? Luttwak zur ZEIT: „Die Saudis haben ihre Förderanlagen nicht mit Sprengsätzen versehen; dazu ist die Gefahr der Sabotage durch Radikale oder einer ungewollten Explosion zu groß. Und wenn schon: Die Russen haben 1944 gezeigt, wie schnell sie die brennenden Ölfelder im rumänischen Ploesti wieder in Betrieb nehmen konnten. Die *Marines* würden ja nicht nur Waffen, sondern auch Pipeline-Versatzstücke und Pumpenausrüstungen mitbringen.“

Können Soldaten auch Brände löschen und Öl pumpen? Luttwaks Antwort: „*Marines* nicht, aber die Ölexperten und Feuer-Fighter aus Texas schon. Auf diesem Gebiet hat Texas fast ein Weltmonopol. Und mit der Gewinnmarge zwischen Gesteinskosten (etwa 30 Cents) und dem Opec-Preis von 24 Dollar kann jeder materielle Anreiz finanziert werden.“

B074C04

Quelle

„Besetzung der Ölfelder“ —  
eine Schnapsidee

## Erhard Eppler: Sitten verludert

Daß wir ernsthaft darüber sprechen, ob die USA notfalls mit einer besonderen Eingreiftruppe die Ölfelder am Persischen Golf besetzen sollen, zeigt, wie unsere politischen Sitten verludert sind.

Damit die Bürger der USA nicht auf kleinere Autos umzusteigen brauchen, damit sie möglichst das ganze Jahr in klimatisierten Räumen zubringen können (müssen?), soll militärisch sichergestellt werden, was die mächtigste Nation dazu braucht. Die USA haben Interessen im Nahen Osten, vor allem am Persischen Golf zu vertreten, so wie die Sowjetunion Interessen in Böhmen, vor ihrer Haustür, hat. Wer einer der beiden Weltmächte zugesteht, solche Interessen durch militärische Intervention wahrzunehmen, wird dies der anderen nicht mehr verübeln können. Er bekennt sich zum Recht des Stärkeren. Was tun die Tansanier, die Senegalesen, wenn das Öl knapp und teuer wird? Sie leiden, ihre Wasserpumpen und ihre Düngemittelfabriken können nicht mehr gegen den Hunger eingesetzt werden. Dann hungern eben mehr Menschen als vorher. Was tun die Amerikaner, wenn sich Schlangen vor den Zapfsäulen bilden? Sie schicken Truppen an den Persischen Golf, einfach, weil sie — im Gegensatz zu den Tansanierern — die Macht dazu haben. Das kann doch wohl nicht ihr — und unser — Ernst sein. Die Idee hätte im Kopf Wilhelms II. geboren werden können.

Was mich wundert — und doch auch wieder nicht — ist die Tatsache, daß die Besetzung der Ölfelder von Leuten diskutiert wird, die uns gerne Angst machen vor dem sowjetischen Imperialismus, von Leuten, die diesen Imperialismus nicht streng genug verurteilen können. Nun gibt sich sowjetischer Imperialismus wenigstens noch Mühe, sich in irgendein dünnes moralisches Mäntelchen zu hüllen (gerufen von den Genossen in Prag, marschieren ihre Truppen aus lauter Brüderlichkeit in die CSSR ein). Soll sich der US-Imperialismus nur dadurch unterscheiden, daß er solchen Firlefanz nicht mehr nötig hat? *Right or wrong — my energy!*

Im übrigen: Ich halte ein solches Unternehmen auch für unrealistisch, für — man verzeihe — eine Schnapsidee.

Wer hindert die Arbeiter und Angestellten in den Ölfeldern am Generalstreik? Wollen die USA dann gleich Ersatzmannschaften mitbringen? Und wer schützt dann Produktion und Transport vor Sabotage? Was geschieht, wenn andere Ölförderländer den USA nichts mehr liefern, solange US-Truppen am Golf sind? Sollen dann Nigeria, Algerien, Venezuela auch gleich besetzt werden? Die USA dürften in Vietnam gelernt haben, daß man leichter in ein militärisches Abenteuer hinein als wieder herauskommt. Wer Gewalt gebraucht, erzeugt Gegengewalt, er wird gezwungen, immer mehr Gewalt anzuwenden,

Datum

Im übrigen: Die angriffslüsterne Sowjetunion sieht wohl lächelnd zu, wenn die USA sich holen, was sie zu brauchen meinen? Was geschieht, wenn die andere Supermacht sich Faustpfänder sichert, bis die US-Truppen wieder da sind, wo sie hingehören? Dann sind wir Europäer nicht mehr so weit vom Schuß. Kurz — ob die USA mit solchen Mitteln ihre Ölversorgung sichern können, erscheint zweifelhaft. Daß sie damit den Weltfrieden in Gefahr bringen, ist schon eher wahrscheinlich. Und daß sie die Jugend der westlichen Welt entweder zum verzweifelten Protest oder zum achselzuckenden Zynismus — oder hintereinander zu beidem — veranlassen, scheint mir sicher.

B074C05

Und die Sowjets? Auch hierfür hat Edward Luttwak, eine verblüffende Mischung aus *Dr. Strangelove*-Seminaristen und Klein-Clauscwitz, eine glatte, allzu glatte Antwort parat: „Wenn wir erst einmal gelandet sind, ist es für uns leichter, die Russen abzuschrecken als für sie, uns anzugreifen.“

Der ältere Robert Tucker ist besonnen. „Man kann natürlich nicht im Wildwest-Kavalleriestil beginnen, indem man einfach in die Flugzeuge springt. Macht trägt die größte Rendite, wenn sie nicht brutal eingesetzt werden muß; Präsenz ist produktiver als Zuschlagen — und allemal weniger riskant.“ (Siehe auch den Beitrag von Sir John Hackett, Kasten auf Seite 19.) Nur: Amerika ist im Golf nicht präsent. Die nächsten Kampfbomber-Geschwader (F-4 Phantom) stehen in der Türkei — auf dem Territorium eines Muslim-Landes, das ihren Einsatz gegen islamische Glaubensbrüder wohl kaum absegnen würde. In Bahrain haben die Amerikaner bloß Anker- und Auftankprivilegien. Der nächste Flottenstützpunkt *Diego Garcia*, 3500 Kilometer östlich im Indischen Ozean, verdient diesen Namen nicht; Auf dieser britischen Insel

können bislang nur Aufklärungsflugzeuge landen; es fehlt die Infrastruktur vom Munitionsbunker bis zu den Verladeanlagen. Ein echter Flottenstützpunkt liegt 8000 Kilometer entfernt: In *Subic Bay* auf den Philippinen.

Tatsache ist auch: Die Vereinigten Staaten haben es bislang versäumt, eine ausreichende Lufttransportflotte aufzubauen. Auf dem Papier ist das Angebot beeindruckend: 70 Großraumgiganten vom Typ C-5A, die selbst schwere Panzer und 155-Millimeter-Haubitzen in ihrem Bauch aufnehmen können; 234 Flugzeuge vom Typ C-141, die Schützenpanzer über eine Distanz von 6000 Kilometer tragen können — freilich nicht weit genug, um den Nahen Osten ohne Zwischenlandung oder Luftbetankung zu erreichen. Pentagon-Planer kalkulieren, daß allein die Kapazität von 920 C-141-Transportern nötig sei, um einer einzigen Division eine Luftbrücke von der amerikanischen Ostküste in den Nahen Osten zu bauen. Damit wären freilich erst die Truppen gelandet; die Ausrüstung und das Bodenpersonal für die Unterstützung der Divisionsflugzeuge im Kriegsschauplatz müßte noch nachgeschoben werden. Ein Beispiel: Als Jimmy Carter im vergangenen Winter zwölf F-15-Kampfbomber (unbewaffnet!) in einer demonstrativen Freundschaftsgeste für die königliche Familie nach Saudi-Arabien entsand-

in ein militärisches Abenteuer hinein als wieder herauskommt. Wer Gewalt gebraucht, er-

Beispiel: Als Jimmy Carter im vergangenen Winter zwölf F-15-Kampfbomber (unbewaffnet!) in

**SCHLECHTE VORLAGE  
ÜBERFORMAT**

Original siehe im

Ordner P3

ED Nr. P3A.08043

B074C06



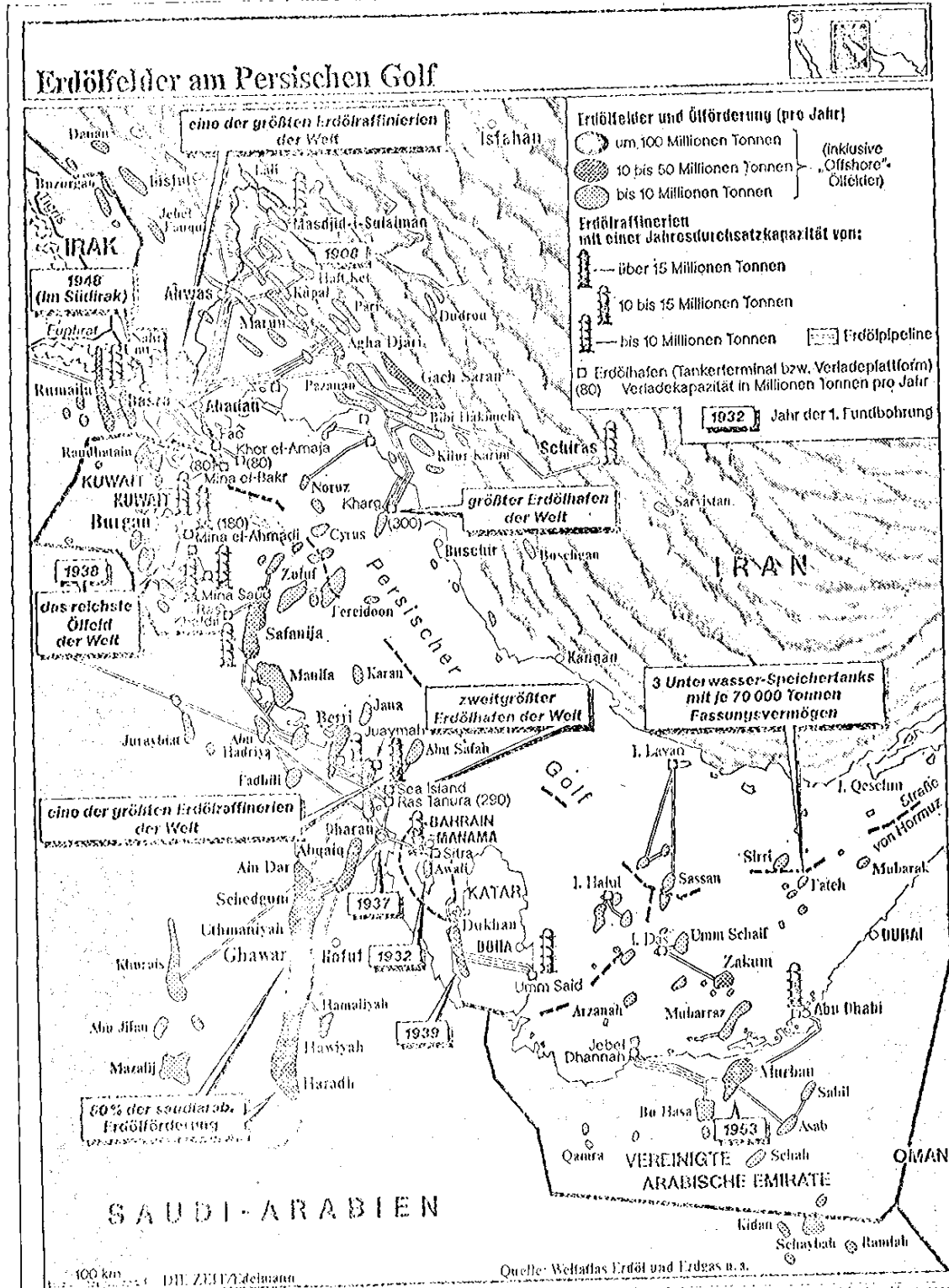
Textdokumentation

**ZEI** Die Zeit

30. Nov. 1979 49

Quelle

Datum



**Der Persische Golf — Energiezentrum der westlichen Welt:**

Die Vereinigten Staaten beziehen rund 30 Prozent ihrer Ölimporte, aber nur 13 Prozent ihres Gesamtverbrauchs aus dem Golf. Die Abhängigkeit der Bundesrepublik ist ungleich höher: rund 43 Prozent der Importe, rund 41 Prozent des Gesamtverbrauchs. Für Amerika wäre ein Zusammenbruch der Ölversorgung aus dem Golf eine Krise, für die Bundesrepublik und Europa ein Katastrophe. Der strategische Rohstoff Öl wird von einer Handvoll Regime kontrolliert, die über Nacht hinweggefegt werden könnten. Der Iran droht in der Anarchie zu versinken; Saudi-Arabien ist das letzte Auffangnetz. Das halb konzentrierte sich Spekulationen über die Möglichkeiten der militärischen Sicherung auf das gigantische, aber verhältnismäßig „kompakte“ Ghawar-Ölfeld in Saudi-Arabien. Es ist 600 Kilometer lang und 150 Kilometer breit; unter dem Sand befinden sich 60 Prozent aller OPEC-Reserven.

Genäß § 1 Abschn. 3 des Bundesdatenschutzgesetzes vom 27. 1. 1977 werden personenbezogene Daten ausschließlich für publizistische Zwecke gespeichert und herausgegeben.

Quelle

te, mußten gleichzeitig 42 Logistik-Flugzeuge mitfliegen: KC-135 Lufttanker, C-5A's und C-141's.

Das entsprechend nüchterne Fazit einer neuen Kongreßstudie (*U. S. Airlift Forces: Enhancement Alternatives for Nato and Non-Nato Contingencies*): Um Kampftruppen von Amerika in den Golf zu befördern, werden für die „Zweiundachtzigste“ 18,7 Tage, für die 101. „Luftbewegliche“ 18 Tage und für eine vollmechanisierte Division 27,6 Tage benötigt. Ein Überraschungsschlag ließe sich mit solch gemächlicher Terminplanung wohl kaum bewältigen.

Und wenn sie alle in der Wüste versammelt sind? Selbst wenn die Öltürme nicht lodern — die „normale“ Hitze von 40 bis 50 Grad könnte ausreichen, um auch die beweglichsten Einheiten wie die „Zweiundachtzigste“ lahmzulegen. Die *Kitty Hawk*, die jetzt Kurs auf die iranischen Gewässer nimmt, hat Glück: Unter sommerlichen Bedingungen würden die Kühlanlagen nicht ausreichen, um den ungestörten Betrieb der sensiblen Elektronik zu gewährleisten.

Panzer und Kettenfahrzeuge fallen in der Hitze und im Sand schneller aus als in den temperierten Klimazonen Europas. Reparaturwerkzeuge müssen erst in Wassereimern gekühlt werden, bevor die Mechaniker sie in die Hände nehmen können.

Und die Menschen?

Generalleutnant Volney Warner aus dem Kommandostab der „Zweiundachtzigsten“ winkt ab: „Zwischen elf und vierzehn Uhr kann man sich nur noch eingraben und sich vor den feindlichen Panzern und Flugzeugen verstecken.“ Allein die Wasserversorgung in einem Kampf-

gebiet wie die saudischen Ölfelder ist eine Nachtmahr für Logistik-Planer: 45 Liter pro Mann und Tag.

Im Iran steuert Amerika auf die Konfrontation mit einem verrückt gewordenen Staat von „Gottes Gnaden“ zu, der sich als Terrorist gebärdet — ein revolutionäres Novum in der modernen Staatenwelt. Doch ob staatlicher oder „normaler“ Terrorismus, das traurige Fazit ist das gleiche: Ist die Erpressung erst inszeniert, dann ist es eigentlich schon zu spät. Erpressung ist ja der drakonische Beweis für die Verletzbarkeit der Starken, für ihre Nachlässigkeit oder ihr Unvermögen, sich frühzeitig gegen die Hiebe der Schwachen zu wappnen. Im Nachhinein bleibt meist nur die grausame Alternative zwischen Kapitulation und Katastrophe.

Den Generalen wird nachgesagt, daß sie sich stets auf den vorigen Krieg vorbereiten. Und die Staatsmänner? Das „München“-Trauma hat Amerika in den Vietnam-Krieg getrieben; das Debakel in Indochina hat wiederum den extremen Gegenreflex gezüchtet: nicht nur Läuterung, sondern auch die Vernachlässigung politisch nutzbarer Militärmacht. Hat Amerika zu lange gezögert? Hat Henry Kissinger etwa recht, wenn er fragt: „Könnte es sein, daß sich die Freundschaft zu den Vereinigten Staaten nicht mehr lohnt — und daß es für die Feindschaft zu uns keine Strafen mehr gibt?“